Die Liebe ist die größte Macht

ORIGINAL-ROMAN VON ANNY VON PANHUYS

Copyright by Karl Köhler & Co, Berlin-Zehlendorf · Alle Rechte vorbehalten

17. Fortsetzung.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Nein, Señor Salvador, das glaube ich nicht. Meiner Großnichte wird so leicht kein Mann gefährlich. Wenigstens zunächst nicht. Dessen bin ich sicher." Sie fuhr freudig fort: „Sie gewöhnt sich allmählich hier, und ich fühle, wie sie mich immer lieber gewinnt. Ich liebe sie sehr und bin glücklich, einen Menschen aus der alten unvergessenen Heimat, einen Menschen meiner Familie, meines Blutes in der Nähe zu haben. Ich danke Ihnen, daß Sie in allem meine Vorschläge in bezug auf meine Großnichte beachten, und bin überzeugt, daß sich Waltraut der verantwortlichen Stelle, für die sie einmal bestimmt ist, voll und ganz würdig erweisen wird." Sie drückte ihm die Hand. „Sie sind ein guter, wenn auch viel jüngerer Freund meines Mannes gewesen und stehen mir treu zur Seite. Waltraut ist ein Glück, eine Freude, die mir ein gütiges Geschick zuführte in meinen späten Jahren. Ihre Großtante bin ich. Aber was bedeutet die Anrede? Nichts als die genaue Bezeichnung des Verwandtschaftsgrades. Waltraut ist eher meine Tochter. All meine Sehnsucht aus jungen Jahren nach einer Tochter erfüllt sie. Mein einstiges Ebenbild ist sie auch; ihr Charakter ähnelt dem meinen. Mutter bin ich, Mutter einer schönen blonden Tochter. Was tun die Jahre, die zwischen ihr und mir liegen! Ich denke und fühle für sie, wie eine Mutter für ihr geliebtes Kind denkt und fühlt."

Direktor Salvador küßte die kleine, von blauen Adern durchzogene Hand. Er versprach: „Ich werde alles tun, um Ihr junges Töchterchen in unserem Werk so zu führen, wie Sie es wünschen. Eine ganz Tüchtige soll sie werden. Ich freue mich schon darauf, wenn ich sie an den Platz geleiten kann, der für sie bestimmt ist."

Er trank das Gläschen Likör das Maria de Hernandez ihm anbot, und fuhr dann in seinem Auto, das vor dem kleinen Hause wartete, wieder in die Fabrik, die in einem von hier ziemlich weit entfernten Stadtteil lag. Waltraut benützte immer die Straßenbahn und brauchte fast vierzig Minuten, um an ihr Ziel zu gelangen. Mittag aß sie in der Kantine; aber das Nachtmahl daheim war dafür stets besonders kräftig.

So gingen die Tage hin für Waltraut. Jeden Morgen um acht Uhr begann ihr Tagewerk, das bis um fünf Uhr dauerte, unterbrochen von einer Stunde Mittagspause. Alles war neu für sie, alles war ungewöhnt. Fremde Menschen waren um sie her, eine fremde Sprache klang an ihr Ohr; fremd waren so viele der Sitten und Gebräuche hier und fremd die Natur, die so verschieden war von der Natur des lieblichen Landstrichs Thüringen, wo sie so lange gelebt. Aber die Natur hier war auch schön. Blendender war sie als daheim, bezauberte durch starke Linien und bunte Farben. Felsiges Gestein türmt sich hoch auf, und das blaue Mittelländische Meer umspülte malerische Ufer, grüßte Häuser, mit flachen Dächern, auf denen die Sonne tanzte. Sie begann das fremde Land allmählich in dem Maße liebzugewinnen, wie sie nach und nach eindrang in das Wesen der fremden Sprache.

Schwer war ihr die Arbeit anfangs geworden, und sie hatte sich sehr anstrengen müssen, denn alles war so ungewohnt; aber nun wurde ihr schon alles leicht. Sie stand mit einem Male begreifend vor der Wichtigkeit und Notwendigkeit eines Werkes, wie es die Tuchfabrik Exzelsior war, in dem Tausende von verschiedenen Stoffen angefertigt wurden zur Bekleidung für unzählige Menschen. Das eigentümliche Summen der Maschinen war ein starkes, wenn auch eintöniges Lied der Arbeit, und die hier schafften, schützte das Lied vor Not und Hunger. Was sie schafften, schützte vor Kälte und Hitze und gab wiederum Tausenden Brot. Der einfache Schneider im einfachen Stübchen, der elegante „Tailleur" in vornehmer Etage, die bescheidene Schneiderin und die Besitzerin des eleganten Modesalons, alle waren hilflos ohne Fabriken wie die Stoffabrik Exzelsior und ihr verwandte Betriebe.

Waltraut sprach jetzt manches Mal mit der Großtante über solche Gedanken und wunderte sich, wieviel die alte Frau von der Fabrik Exzelsior wußte und ihr erklären konnte. Maria de Hernandez äußerte sich darüber: „Mein Mann und mein Sohn, die doch beide bis zu ihrem Tode Posten in der Exzelsior bekleideten, sprachen oft daheim von vielem dort. Daher bin ich so gut unterrichtet. Durch sie erhielt ich Einblick in die Fabrikation und alles, was damit zusammenhängt."

An Sonntagen unternahm die alte Frau mit Waltraut Spazierfahrten in die nähere Umgebung. Sie mietete dann ein Taxi, und Waltraut schalt: „Du bist verschwenderisch, Großtante. Aber bald werde ich mehr verdienen, dann steuere ich zum Haushalt zu." Sie konnte außer dem Honorar für die Sprachstunden bald ihre täglichen Trambahnfahrten nach der Fabrik bezahlen und sogar das allerdings sehr billige Kantinenessen. Ihre Hände waren nicht mehr ganz so zart wie früher, aber Waltraut freute sich, daß ihre Hände schon leichte Arbeitsspuren zeigten. Sie dachte, die Hände regten sich ja so sehr, um dem Herzen Vergessen zu geben, dem törichten Herzen, das noch immer an den Einen, Einzigen dachte, der ihm doch so weh getan.

15.

Fred Ulrich mußte wochenlang in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit verreisen. Eine kleine Zweigfabrik in Württemberg war unter der Leitung eines Leichtsinnigen, der sich erschossen hatte, als er seine Buchfälschungen nicht länger verbergen konnte, dem Zusammenbruch nahe und brachte dazu noch das große Werk in Thüringen in Gefahr. Auch durch die Riesenfabrik hier, die gigantische Maschinen baute, die ein Heer von Arbeitern besoldete, ging eine starke Erschütterung. Es war wie bei einem Erdbeben. Irgendwo rüttelten Dämonen der Tiefe an dem gewaltigen Bau der Erde, und das Beben pflanzte sich fort. Noch weit von dem Erdbebenherd entfernt spürte man die Erschütterung. Der Erdbebenherd war die kleine Zweigfabrik in Württemberg und die Stammfabrik in Thüringen spürte den Stoß noch stark und böse. Sprünge blieben davon zurück.

Fred Ulrich war in großer Sorge, ob sich alles wieder würde gut ordnen und glätten lassen. In all der Zeit, die er verreist gewesen, hatte Ferdinand von Arnsdorf gelegentlich Umschau nach ihm gehalten. Wenn Erich Diehl auch immer wieder betonte, sein Auftraggeber wünsche nicht genannt zu werden, wünsche inkognito zu bleiben, war es dem Arnsdorfer Gutsherrn doch wichtig, Fred Ulrich wenigstens durch entgegenkommendes Benehmen zu beweisen, wie dankbar er ihm war. Endlich traf er Fred Ulrich. Im Hotel „Deutsches Haus" war es. Fred Ulrich saß allein an einem Tisch, trank eine Tasse Kaffee und blickte auf den Marktplatz hinaus, der von alten Häuschen umstanden war, über denen der Hauch einer mehrhundertjährigen Vergangenheit lag.

Ferdinand von Arnsdorf grüßte, fragte mit zuvorkommendem Lächeln: „Darf ich mich zu Ihnen setzen, Herr Ulrich?"

Der Fabrikherr nickte. „Gern, Herr von Arnsdorf! Leider werden wir nicht lange zusammen sein können, da ich schon von jemand erwartet werde."

Ferdinand von Arnsdorf behielt sein zuvorkommendes Lächeln bei.

„Nun, ein bißchen Unterhaltung ist besser als gar keine. Ich sah Sie schon lange nicht mehr. Möchten Sie uns nicht bald einmal wieder besuchen? Meine Frau würde sich freuen."

Inges Name erwähnte er lieber doch nicht.

Fred Ulrich gab zurück: „Ich stecke jetzt zu tief in der Arbeit. Zu Besuchen bleibt mir vorerst keine Zeit."

„Schade!" bedauerte der Gutsherr. „Sehr schade!" Aber er fand nicht recht weiter gegenüber dieser ablehnenden Haltung.

Weshalb gab sich Fred Ulrich so steif und zurückhaltend? Das stand doch in schroffstem Gegensatz zu seiner Großzügigkeit, mit der er auf vornehm diskrete Weise das Gut gehalten.

Der Kellner kam. Arnsdorf bestellte sich auch Kaffee und begann dann zaghaft: „Der Sommer ist schön; wir erhoffen eine gute Ernte. Ich habe einen neuen Inspektor, eine Primakraft. Arnsdorf wird unter ihm eines Tages ein modernes Mustergut werden. Ich kann noch viel von dem Kerlchen lernen, ja. — Wir sind auf dem besten Wege, Arnsdorf widerstandsfähig zu machen. Ich bin ja so glücklich, daß ich es halten konnte."

Er dachte, auf diese Weise stattete er Fred Ulrich doch wenigstens schon ein bißchen Dank ab.

Fred Ulrich blickte ihn groß an.

„So? Hat sich Arnsdorf wieder erholt? Das freut mich für Sie. Aber ich muß jetzt fort. Guten Tag, Herr von Arnsdorf."

Er reichte dem Gutsherrn die Hand und ging. Draußen hielt sein Auto. Ferdinand von Arnsdorf sah ihn vom Fenster auch noch ein Weilchen vor der Tür mit dem Hotelbesitzer sprechen und dann davonfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdigkeiten

Einer der sich nicht verblüffen ließ

Die Bewerber um eine Beamtenstellung bei der Farm Credit Administration in Omaha im amerikanischen Staate Nebrasha müssen sich einer „Intelligenzprüfung" unterziehen und dazu eine Reihe von verzwickten Fragen schriftlich beantworten. Zwei dieser Fragen lauteten: Wie lang ist ein Bindfaden? und: Wie weit kann ein Hund in den Wald hineinlaufen? Beide Fragen galten als nicht beantwortbar und sollten von den Prüflingen als solche bezeichnet werden. Aber ein Student der Universität von Iowa war schlauer als seine Examinatoren und fand dennoch eine Antwort. „Ein Bindfaden", so schrieb er, „ist doppelt so lang als die Entfernung zwischen seiner Mitte und den beiden Enden. Ein Hund kann nur bis zur Mitte eines Waldes in diesen hineinlaufen; dann läuft er ja wieder heraus."

Die Zwiebelwährung

Die Einwohner der Marquesas-Inseln im Stillen Ozean sind von den französischen Verwaltungsbehörden aufgefordert worden, ihre Zwiebelwährung aufzugeben und statt dessen gemünztes Geld oder Scheine anzunehmen. Verläufig haben die Insulaner mit einem „Nein" geantwortet und bekanntgegeben, daß sie weiter bei ihrer Zwiebelwährung bleiben wollen. Die Zwiebeln, die auf den Marquesas-Inseln erst im vorigen Jahrhundert bekannt geworden sind, sind gleichzeitig Lieblingsspeise und Geldersatz, so daß der Reichtum eines Insulaners nach der Zahl seiner Zwiebeln bemessen wird und die jungen Mädchen eine Mitgift erhalten, die zum wesentlichen Teile aus Zwiebeln besteht.

Ein Eifersüchtiger

Ein junger Mann aus Smerschitz (Tschechoslowakei), bis über die Ohren verliebt und eifersüchtig wie er war, beobachtete sein Mädchen auf Schritt und Tritt, und als sie eines Abends einige Briefe in den Briefkasten steckte, da wollte er sie auf frischer Tat ertappen. Im Schutz der Abenddämmerung montierte er den Briefkasten ab, trug ihn heim und untersuchte ihn. Er war aber beobachtet worden, und nun schwebt ein Verfahren gegen ihn wegen Verstoß gegen das Briefgeheimnis und wegen Diebstahl staatlichen Eigentums.

Die Glücksgöttin spielt dem Polizeikommissar einen Streich

Neulich ging durch illustrierte Zeitschriften des In- und Auslandes ein Bild, auf dem man sehen konnte, wie die Newyorker Polizei auf dem Dache eines Wolkenkratzers damit beschäftigt war, Spielgeräte aller Art zu zertrümmern. In der Tat hatte der Chef der Newyorker Polizei den Befehl gegeben, diese Spielgeräte, vor allem die Roulettescheiben, die man bei den häufigen Razzien in letzter Zeit erbeutet hatte, der Vernichtung zu überantworten.

Mit der Durchführung der Aktion wurde Kommissar Valentine betraut, der sich alsbald mit einem Stab Beamten und Pressevertretern aufmachte. Bevor man mit der Zertrümmerung der Geräte begann, hielt er eine Ansprache an die Anwesenden. Sie gipfelte in der Feststellung, daß besonders das Roulettespiel glatter Betrug und Schwindel sei. „Ich will es Ihnen beweisen", rief der Kommissar im Brustton der Ueberzeugung aus, und gedachte zu demonstrieren, wie man beim Roulette in kürzester Frist ein Vermögen verlieren könne. Er legte einige Chips auf Nr. 7 des Feldes und drehte dann eine Rouletteschüssel an. Die Kugel kullerte hin und her. Alles wartete gespannt, was wohl herauskommen würde. Endlich stand das Rad still. Die Leute wollten ihren Augen nicht trauen — die Kugel lag still und friedlich auf Nummer 7 der Scheibe, so daß im Ernstfalle der Kommissar ein ganz erkleckliches Sümmchen gewonnen gehabt hätte. So aber soll er nicht gerade bester Laune gewesen sein, daß ihm die Glücksgöttin einen solchen Streich gespielt hatte.

Froschspringen in Amerika

Zur Erinnerung an das Wettspringen von Fröschen in Angel's Camp, von dem Mark Twain erzählt, finden in den Vereinigten Staaten jährlich Froschspringen statt. In diesem Jahr wurden die Wettbewerbe teils auf dem „historischen" Boden in Angel's Camp in Kalifornien abgehalten und teils im Newyorker Zentralpark, wo kein geringerer als der ehemalige Boxweltmeister Jack Dempsey die Rolle eines Schiedsrichters übernommen hatte.

175 Frösche trafen sich im Zentralpark. Die Veranstaltung litt jedoch darunter, daß die edlen Springer voller Launen waren. Nur bei den Ausscheidungskämpfen geruhten die Frösche zu zeigen, was sie konnten. Baby Plump Michen Mouse und Yankee Clipper sprengen zum Beispiel drei bis annähernd vier Meter weit. Als es dann aber zum Endkampf kam, hatten die Frösche genug. Sie „marinierten" sozusagen nur noch, und manche waren überhaupt nicht zum Springen zu bewegen. Yankee Clipper, der leicht einen neuen Weltrekord hätte aufstellen können, schlug sich sogar seitwärts in die Büsche und ward nicht mehr gesehen. Wahrscheinlich war er empört über das unsportliche Benehmen seiner Kameraden. Jack Dempsey mußte schließlich einen Frosch wegen eines lumpigen Sprunges von 90 Zentimetern zum Sieger erklären. — In Angel's Camp wußten die Frösche, was sie der historischen Stätte schuldig waren. Zwar versagten die großen Kanonen vom vorigen Jahr vollständig. Aber dafür machte der Nachwuchs seine Sache ausgezeichnet. Zia wurde mit mehr als vier Metern Sieger, und selbst die „plattierten" Frösche blieben nur ein paar Handbreit hinter dieser Marke zurück. Mark Twain hätte seine Freude an ihnen gehabt.

Wie der gezeichnete Trick-Tonfilm entsteht

In der Werkstatt eines Kleinkunstschöpfers

Zu den beliebtesten Vorprogramm-Darbietungen der Kinos gehören die tönenden Zeichentrickfilme, deren possierliche Tiergestalten immer wieder das Entzücken der Zuschauer bilden. Vor Jahren war es die Micky Maus, die die Herzen des Publikums eroberte; doch während die damaligen Zeichentrickfilme nur Figuren brachten, die in den Farben schwarz auf weiß oder umgekehrt und dann nur stumm in Erscheinung traten, hat man ihnen heute ein buntes Aussehen und Stimme verliehen, wodurch die Wirkung wesentlich erhöht und das Spiel bedeutend reizvoller geworden ist.

Der Künstler, der Schöpfer solcher kleinen Wunderdinge der Leinwand ist, versetzt uns mit seiner Arbeit in ein Reich unbegrenzter Möglichkeiten. Betrachten wir einmal, was in seiner Zauberwerkstatt vor sich geht!

Da ist zunächst eine Filmkamera, die so eingerichtet ist, daß sie nicht wie bei der Aufnahme einer normalen Spielszene im Atelier innerhalb einer Sekunde 24 einzelne Bildchen photographiert, sondern die nach jeder Bildaufnahme anhält und abwartet, was der Operateur inzwischen ausführt. Der rückt nämlich den zu trickfilmenden Gegenstand nach jeder Aufnahme ein Stückchen weiter, dreht ihn auch mal um, malt ihn anders an oder tauscht ihn gegen einen anderen aus. Dann läßt er die Kamera wieder ein Bildchen aufnehmen, verändert den Gegenstand aufs neue und wiederholt diese abwechselnden Vorgänge so lange, bis der ganze Film fertiggestellt ist. Auf der Leinwand sieht es dann nachher so aus, als ob sich der Gegenstand „ganz von allein" bewegt.

Das Wunderbare ist hierbei, daß der Künstler seine Zeichnungen auf diese Weise lebendig machen kann, eine dankbare Aufgabe, die allerdings eine gewaltige Arbeit erfordert. Da die Striche auf der Zeichnung während der Trickaufnahme nicht ohne weiteres hin und her geschoben werden können, muß für jedes Filmbildchen eine besondere Zeichnung angefertigt werden. Bedenkt man, daß jede Sekunde Bewegung 24 einzelne Zeichnungen erfordert, d. h. zu einem Trickfilm von durchschnittlich vier Minuten Vorführdauer rund 6000 Zeichnungen gehören, dann kann man sich ungefähr einen Begriff von der Riesenarbeit des Trickfilmzeichners machen. Er erleichtert sich die Aufgabe nun dadurch, daß er die feststehenden Zeichnungsteile nur einmal auf den Hintergrund zeichnet, die in Bewegung befindlichen, also beispielsweise die Gliedmaßen handelnder Figuren, aber auf unzählige Zelluloidblätter. Diese sind so eingerichtet, daß sie haargenau mit dem Hintergrund zusammenpassen. Bei der Aufnahme am Tricktisch wird dann der Hintergrund vor der Filmkamera befestigt und die Zelluloidblätter einzeln Bild für Bild darauf gelegt, photographiert und gegen neue ausgetauscht. Eine mühsame Arbeit, die sehr viel Zeit und Geduld erfordert und mit allergrößter Genauigkeit ausgeführt werden muß. Diese Genauigkeit wird nämlich strengstens vom Ton diktiert. So technisch einfach die normale Tonfilmaufnahme vor sich geht, so schwierig ist es, einen Trickfilm und die dazugehörige Musik und Geräuscheffekte völlig in Einklang zu bringen. Es bleibt da nichts anderes übrig, als den Ton von der eigentlichen Trickarbeit aufzunehmen, dann die einzelnen Klänge genau auszumessen und in Filmbilder umzurechnen und schließlich nach dieser Auszählung die Zeichnung und die Trickaufnahme vorzunehmen. Ein umständliches Verfahren, für das es aber zur Zeit noch keine bessere Lösung gibt.

Die Tonaufnahme eines solchen Trickfilms wirkt auf einen Außenstehenden ungemein komisch. Völlig grundlos lacht da plötzlich jemand auf, es knallt, eine Glocke läutet, sonderbare Geräusche tauchen auf und verschwinden wieder, alles scheinbar völlig unbegründet und sinnlos. Erst später, wenn Ton und Bild zusammen vorgeführt werden, wird alles verständlich.

Stellvertreter des Hauptschriftleiters: Dr. Gerhard Deoczyk.
Verantwortlich für den Textteil: Dr. Gerhard Deoczyk, Dresden.
Verantwortlicher Anzeigenleiter: Theodor Winkel, Dresden.
Druck und Verlag: Germania Buchdruckerei Dresden, Holbeinstraße 13.
D. A. V. 35: 5233.
Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 gültig.

SLUB
Wir führen Wissen.